

BEIHEFTE

Robert Möller

Erscheinungsformen rheinischer Alltagsprache

Untersuchungen zu Variation und
Kookkurrenzregularitäten im „mittleren
Bereich“ zwischen Dialekt und
Standardsprache

Germanistik

Franz Steiner Verlag

ZEITSCHRIFT
FÜR DIALEKTOLOGIE
UND LINGUISTIK

BEIHEFTE

ZDL

I53

Robert Möller
Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache

ZEITSCHRIFT FÜR DIALEKTOLOGIE UND LINGUISTIK
BEIHEFTE

In Verbindung mit Michael Elmentaler und Jürg Fleischer
herausgegeben von Jürgen Erich Schmidt

BAND 153

Robert Möller

Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache

Untersuchungen zu Variation und Kookkurrenz-
regularitäten im „mittleren Bereich“ zwischen Dialekt
und Standardsprache



Franz Steiner Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Landschaftsverbands Rheinland



Qualität für Menschen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013

Druck: Laupp & Göbel GmbH, Nehren

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-10122-6

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	11
1. MODELLE DES „MITTLEREN BEREICHS“	15
1.1 Code-Switching zwischen Dialekt und Standardsprache	15
1.1.1 Bilektalität und Bilingualität	15
1.1.2 Bilinguale Sprachproduktion.....	20
1.1.3 Code-Switching und Transferenz.....	23
1.2 Regionale Umgangssprache als distinkte Varietät.....	27
1.2.1 Gliederungsmodelle.....	27
1.2.2 Abgrenzungskriterien	32
1.3 Das Modell des Dialekt-Standard-Kontinuums	38
1.3.1 Implikative Kontinua.....	38
1.3.2 Das Problem des bruchlosen Übergangs	40
1.4 Verdichtungsbereiche	44
1.5 Variablenregeln.....	47
2. EMPIRISCHE ZUGÄNGE ZUR REGIONALEN UMGANGS- SPRACHE – PROBLEME UND ERGEBNISSE.....	50
2.1 Variablenanalytische und konversationsanalytische Ansätze.....	50
2.1.1 Der klassische variationslinguistische Ansatz.....	50
2.1.2 Situationskonzept und innersituativer Sprachlagenwechsel	57
2.2 Kookkurrenzregularitäten	61
2.2.1 Kookkurrenzregularitäten als Zugang zur	
Struktur des „mittleren Bereichs“	61
2.2.2 Bisherige Untersuchungen zu Kookkurrenzregularitäten	66
2.3 Untersuchungen zu Standard-Dialekt-Variation im ripuarischen Raum	68
3. EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG: KORPUS UND UNTERSUCHTE MERKMALE.....	75
3.1 Zur Erhebung „natürlicher“ Alltagssprache.....	75
3.2 Material und Datenaufbereitung	78
3.2.1 Das Korpus	78
3.2.2 Variablenbegriff, Transkription und Annotierung	80
3.3 Die Variablen.....	84
3.3.1 Konsonantische Merkmale	86
3.3.2 Tilgung und Assimilation von Konsonanten.....	99
3.3.3 Vokalische Merkmale.....	103

3.3.4 Weitere Merkmale	106
3.3.5 Alphabetische Liste der Variablen	109
4. ERGEBNISSE DER GLOBAL-STATISTISCHEN AUSWERTUNG ..	111
4.1 Abstufung des Variantengebrauchs in den Texten	111
4.2 Implikationsskalenanalyse	114
4.3 Clusteranalyse	119
4.3.1 Gruppierung der Texte	119
4.3.2 Variationsprofile der verschiedenen Cluster	124
4.3.3 Prototypische Sprachlagen und tatsächlicher Gebrauch.....	127
5. KOOKKURRENZANALYSE.....	133
5.1 Zur Methode.....	133
5.1.1 Vorgehen	133
5.1.2 Zur Darstellung.....	139
5.2 Ergebnisse auf Wortebene	143
5.2.1 Konsonantische Variablen.....	143
5.2.2 Tilgung von Konsonanten	175
5.2.3 Vokalische Variablen	179
5.2.4 Weitere Variablen.....	199
5.2.5 Fazit: Kookkurrenzverhältnisse auf Wortebene	201
6. WEITERE UNTERSUCHUNGEN ZUR KOOKKURRENZ.....	203
6.1 Kookkurrenz auf Satz- und Äußerungsebene	203
6.1.1 Lexemspezifische Variablen	203
6.1.2 Fazit: Gruppierung der Variablen nach Implikationsmustern	208
6.1.3 Vergleich der Ebenen im Gesamtüberblick.....	208
6.2 Heterogene Kombinationen – Varietätenmischung oder Mischvarietät?.....	215
6.2.1 Typen und Beispiele heterogener Kombinationen auf Satzebene	215
6.2.2 Stabilisierung oder flexible Mischung?	224
6.2.3 Funktionaler Wechsel und Code-Mixing	228
6.3 Informantenurteile zur Gebräuchlichkeit heterogener Kombinationen.....	231
6.3.1 Variablenkombinationen mit doppelseitiger Implikation.....	232
6.3.2 Variablenkombinationen mit einseitiger Implikation.....	234
7. FAZIT: DIE ORGANISATION DER ERSCHEINUNGSFORMEN RHEINISCHER ALLTAGSSPRACHE.....	238
7.1 Dialekt und Regiolekt-Standard-Kontinuum	238
7.2 Code-Switching und Code-Mixing	242
7.3 Code-Mixing als Verdichtungsbereich	249

8. REGIOLEKT ALS DIALEKTALES SUBSTRAT	256
8.1 Grundlagen des Sprach- und Varietätenkontakts.....	256
8.2 Bestimmende Faktoren phonologischer Transferenz.....	265
8.2.1 Linguistische Faktoren	265
8.2.2 Subjektive, soziologische und pragmatische Faktoren.....	273
8.2.3 Attitüden	276
8.2.4 Fazit.....	281
9. IMPOSITION UND DEREN AUSGANGSBEDINGUNGEN BEI DEN UNTERSUCHTEN MERKMALEN	283
9.1 Spurlose und unauffällige Substitution	283
9.2 Impositionsbegünstigende Bedingungen	289
9.3 Fazit.....	310
10. VON REGIONALEM „HOCHDEUTSCH“ ZU REGIONALER UM- GANGSSPRACHE	311
10.1 Imposition und Substrat	311
10.2 Die Entwicklung im 20. Jahrhundert	317
ZUSAMMENFASSUNG	320
LITERATURVERZEICHNIS	328
ANHANG	347
A1 Ergebnisse der Kookkurrenzanalyse oberhalb der Wortebene	347
A2 Fragebogen zur Üblichkeit heterogener Kombinationen (Kap. 6.3)..	371

EINLEITUNG

Dass ein Großteil der Alltagskommunikation im Deutschen weder im Dialekt stattfindet noch in der Standardsprache, sondern sich in einem Zwischenbereich bewegt, ist seit Jahrzehnten unbestritten und trotz fortschreitender Entregionalisierung des Sprachgebrauchs nach wie vor zutreffend. Im Zuge dieser Veränderung regionaler Sprachformen hat sich auch das Interesse der dialektologischen Forschung zunehmend diesem „mittleren Bereich“ (BELLMANN 1983), zumeist *regionale Umgangssprache* genannt, zugewandt. Wenn WEISGERBER (1996, 262) konstatiert: „Die wissenschaftlichen Bemühungen um die Umgangssprache erreichen bei weitem nicht den Umfang und die Ergebnisse der Forschungen zum Dialekt und Standard. Sie konzentrieren sich in erster Linie auf den lexikalischen Bereich“, so konnte schon vor 15 Jahren keineswegs mehr behauptet werden, dass dieses Ungleichgewicht auf Desinteresse oder Geringschätzung gegenüber „unreinen“ Sprachformen zurückginge. In jüngster Zeit sind in Deutschland gleich mehrere Großprojekte angelaufen, in denen großräumig Sprache bzw. Sprachvariation im Bereich zwischen Dialekt und Standard erforscht wird¹.

Während die Erforschung von Standard und Dialekten sich jedoch auf Seiten der Forschenden wie der Sprechenden auf relativ klare Vorstellungen von ihrem Gegenstand stützen kann, ist schon dies bei dem Zwischenbereich ein Teil des Problems. Zwar zeigen die landschaftlich oft recht homogenen Antworten auf Fragen danach, welche Wörter und Formen man an einem Ort im Alltag „normalerweise“ hören würde (so die Atlas-Erhebungen EICHHOFF 1977 ff. und AdA), dass Informanten bei Einzelphänomenen nicht selten einen typischen Variantengebrauch für die Alltagssprache einer Region benennen können, auch dann, wenn dieser „normale“ alltagssprachliche Gebrauch im „mittleren Bereich“ zwischen Dialekt und Standard angesiedelt ist. Dies gilt allerdings vor allem für die Lexik, und selbst da reflektieren die Antworten in solchen Erhebungen vielfach auch schon eine hohe Variabilität des als „normal“ angesehenen Gebrauchs. Wenn es um die im Alltag üblicherweise verwendete Sprache insgesamt geht, erweist sich, dass meistens nicht die Vorstellung einer bestimmten umgangssprachlichen Gebrauchsnorm existiert, sondern Sprecher die verwendete Sprache eher als etwas Heterogenes, als „Mischmasch“ (so eine häufige Beschreibung) aus dialektalen und standardsprachlichen Bestandteilen oder auch als „Verunreinigung“ der

1 *Sprachvariation in Norddeutschland* (SiN), s. ELEMENTALER (2006), SCHRÖDER/ELEMENTALER (2009); *Regionalsprache.de* (REDE), s. KEHREIN (2008); *Variation des gesprochenen Deutsch – Standardsprache und regionale Gebrauchsstandards* (vor allem auf den standardnahen Bereich konzentriert, aber auch mit Aufnahmen zum Gebrauch in informeller Situation), s. KLEINER (2010). Da diese Projekte sich zur Zeit der Abfassung der vorliegenden Arbeit noch in der Anfangsphase befanden, konnten sie hier noch nicht näher berücksichtigt werden.

Hochsprache mit regionalen Merkmalen sehen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dass dahinter ein von außen vermitteltes Ideal sprachlicher Homogenität steht, das den Blick für etablierte intermediäre Strukturen und deren spezifische Organisation verstellt. Es ist jedoch auffällig, wie zäh und einhellig diese Sicht beibehalten wird. Auf sprachwissenschaftlicher Seite konkurrieren demgegenüber (auch für das ripuarische Gebiet) unterschiedliche Modelle einer solchen Organisation, insbesondere das einer Schichtung distinkter Varietäten zwischen Dialekt und Standard und das eines bruchlosen Kontinuums zwischen beiden Polen. In beiden Fällen besteht jedenfalls eine deutliche Diskrepanz zur Sicht der Sprecher, wie immer wieder festgestellt worden ist (z. B. SCHMIDT 2005a, 67). Der genauere variationslinguistische Nachweis distinkter Zwischenstufen zwischen Dialekt und Standard hat sich dabei allerdings zumeist als schwierig bzw. unmöglich erwiesen, sodass – außer für den niederdeutschen Raum – zunehmend das Modell des Kontinuums (eventuell mit Verdichtungsbereichen) favorisiert wird.

Schwierig ist bereits die Abgrenzung des „mittleren Bereichs“ nach oben und unten: Einer Gleichsetzung von *Standardsprache* mit der kodifizierten Norm kann mit Recht entgegengehalten werden, dass letztere eigentlich eine Fiktion ist und ein überregionaler deutscher Standard in der gesprochenen Sprache in Wirklichkeit nicht existiert. Dies gilt besonders für den Bereich der Lautung, in dem sich dialektale bzw. regionale Einflüsse besonders stark manifestieren – eine Standardaussprache ganz ohne regionale Färbung ist auch bei Sprechern aus der Bildungsschicht und in formellen Situationen praktisch nicht anzutreffen².

Auf der anderen Seite des „mittleren Bereichs“ stellt sich das Problem der Abgrenzung vom Basisdialekt. Auch hier ist es natürlich fragwürdig, eine Gleichsetzung der rezenten dialektalen Norm mit (oftmals vor ca. 100 Jahren erhobenen) Ortsgrammatiken vorzunehmen, gleichzeitig sind jedoch auch Einwände gegen eine Orientierung an dem Gebrauch heutiger Sprecher berechtigt. Eine Unterscheidung zwischen Dialektwandel (Wandel der Norm) und Dialektabbau (zunehmende Unkenntnis der Norm oder unwillkürliche Abweichungen davon durch den omnipräsenten standarddeutschen Einfluss) ist hier kaum möglich.

Vor dem Hintergrund dieser Schwierigkeiten wird auch in der vorliegenden Arbeit wie in fast allen Untersuchungen zum „mittleren Bereich“ zunächst der situativ-pragmatische Ansatzpunkt *Alltagssprache*³ gewählt: Das zugrundeliegende Material entstammt durchgehend Gesprächen zwischen einander bekannten Sprechern in informeller Situation, welche Sprachformen diese jedoch wählen, muss dann erst die Untersuchung ergeben. Wenn im Zuge dieser Untersuchung auf die Pole „Standard“ und „Dialekt“ Bezug genommen wird, dann können dabei tatsächlich die „idealen“ Größen des kodifizierten Standards auf der einen Seite und des dialektologisch beschriebenen Basisdialekts auf der anderen herangezogen

2 SCHMIDT/HERRGEN (2011, 62) verweisen demgegenüber auf die Existenz eines *Normbewusstseins* bei den Sprechern/Hörern und nehmen dies – d. h. die Ausrichtung der Sprecher/Hörer auf diese Norm und ihre Wahrnehmung von Abweichungen davon als Regionalismen – zum Ausgangspunkt ihrer Definition von *Standardsprache*.

3 Vgl. die Definition von FRIEBERTSHÄUSER/DINGELDEIN (1988), DINGELDEIN (1991, 39).

gen werden, um die konkreten Erscheinungen in diesem Spannungsfeld zu situieren, da Fragen der Abgrenzung nur insoweit ins Spiel kommen, wie sie aus den vorgefundenen Gebrauchsmustern beantwortet werden können.

Im Zentrum des Interesses der Untersuchung steht die Frage nach der internen Strukturierung dieser alltagssprachlichen Wahlmöglichkeiten im Zwischenbereich zwischen ripuarischem Dialekt und überregionalem Standard. Als Zugang dazu haben sich zwei Ansätze etabliert, der soziolinguistisch-variablenanalytische in der Tradition LABOVs und der vor allem von GUMPERZ angestoßene pragmatisch-gesprächsanalytische. Der erstere stellt die Frage nach der soziologischen und situativen Differenzierung der sprachlichen Mittel (wer spricht in welcher Situation wie?). Der zweite hebt dagegen hervor, dass der Sprachgebrauch der Sprecher nicht nur von außen determiniert ist, sondern dass diese über ein „Repertoire“ verschiedener Mittel verfügen und im Gespräch aktiv und gezielt Auswahlen daraus vornehmen, um ihre lokalen kommunikativen Absichten zu realisieren (die Frage ist hier also: Welche Formen verwenden die Sprecher zu welchem Zweck?). Von besonderem Interesse ist dabei die wechselnde Verwendung alternativ zur Verfügung stehender Mittel (vor allem Formen aus verschiedenen Sprachen bzw. Varietäten) innerhalb eines Gesprächs. Allerdings sind die beiden Perspektiven nicht nur hinsichtlich ihrer Fragestellungen und Erkenntnisse komplementär, sondern auch hinsichtlich der Probleme: Damit die lokale Funktion von Techniken wie Code-Switching oder Code-Shifting untersucht werden kann, müssen diese und damit die beteiligten Codes identifiziert werden können, es muss also eigentlich schon bekannt sein, wie das jeweilige Repertoire strukturiert ist. Wenn aber umgekehrt die Materialbasis schon Code-Switching oder Code-Shifting enthält, ist eine Ermittlung von Varietäten oder Sprachlagen mittels globaler variablenanalytischer Untersuchung kaum noch möglich. Der Verdacht ist insofern nicht abwegig, dass die vielfach beobachtete Diskrepanz zwischen der Sicht der Sprecher und den Ergebnissen variablenanalytischer Untersuchungen auch mit dieser methodischen Schwierigkeit zu tun haben könnte.

Als Ansatzpunkt für die Überwindung dieses Problems wird in der vorliegenden Arbeit die Untersuchung der lokalen Kookkurrenz von Varianten erprobt. Dass die Struktur des intermediären Bereichs sich insbesondere in Kookkurrenzrestriktionen erkennen lässt, ist eine Grundannahme auch der meisten pragmatisch orientierten Arbeiten. Diese beschränken sich jedoch in der Regel auf entsprechende Intuitionen. Im Folgenden wird dagegen in einem neu erhobenen Korpus von alltagssprachlichen Aufnahmen mit 38 Sprecherinnen und Sprechern aus dem ripuarischen Raum untersucht, welche Kombinationen der Varianten von 33 Variablen üblich sind und welche nicht vorkommen. Dies wird für kleine Einheiten (Wortform bis Äußerung) geprüft; der Akzent liegt dabei auf den Möglichkeiten und Einschränkungen der Kookkurrenz im Gebrauch von Sprechern, die jeweils beide Varianten verwenden, es geht um die Regularitäten in deren innersituativer Variantenwahl und nicht um Unterschiede im Sprachgebrauch verschiedener Sprechertypen. Eine Untersuchung der Korrelation des sprachlichen Verhaltens mit soziologischen Faktoren ist also nicht anvisiert; um das Korpus zunächst in traditioneller Weise zu „vermessen“ und einen Vergleich zwischen sprechertext-

bezogenem und innersituativ-lokalem Variantengebrauch zu ermöglichen, wird gleichwohl zuerst eine global-variablenanalytische Untersuchung auf Sprechertextebene durchgeführt.

Die Frage nach den Kookkurrenzmöglichkeiten von (ursprünglich) dialektalen und (ursprünglich) standard- bzw. hochsprachlichen Varianten steht natürlich vor dem Hintergrund der Annahme, dass die Erscheinungen im „mittleren Bereich“ im Wesentlichen aus Varietätenkontakt zu erklären sind. Im Rahmen der Interpretation der Ergebnisse der Kookkurrenzanalyse werden daher vielfach Erkenntnisse aus der Kontaktlinguistik herangezogen. Dabei muss zum einen die Abgrenzung okkasioneller von stabilisierten Mischungs-Erscheinungen erörtert werden. Zum anderen wird im Anschluss an die Untersuchungen zur Struktur des „mittleren Bereichs“ die Frage verfolgt, ob bzw. wie weit sich die Stabilisierung bestimmter „heterogener“ Kombinationen aus den linguistischen Ausgangsbedingungen dieses Kontakts erklären lässt, oder ob bei der Entstehung solcher Strukturen rein soziolinguistische Mechanismen wirksam sind. Auch dieser Blick auf die mutmaßliche historische Entwicklung spezifischer Strukturen zwischen Dialekt und Standard trägt dazu bei, die Differenzen zwischen linguistischen und sprecherseitigen Einschätzungen der regionalen Variationsmöglichkeiten besser zu verstehen.

Zur Darstellung ist vorab noch eins zu bemerken: Wenn in dieser Arbeit von *der Sprecher* oder *die Sprecher* (Plural) die Rede ist, so sind damit immer gleichermaßen männliche Sprecher und weibliche Sprecherinnen gemeint. Der Lesbarkeit zuliebe wurde auf Schrägstrichformen wie *der/die Sprecher/in(nen)* verzichtet, eine bessere Lösung steht leider bislang nicht zur Wahl (auch *die Sprechenden* funktioniert allenfalls im Plural, oftmals ist der Unterschied zwischen Einzelperson und Gruppe hier aber nicht irrelevant). Es bleibt zu hoffen, dass die Selbstverständlichkeit, dass zu allen Zeiten die Hälfte aller Sprecher Frauen waren, keiner besonderen „Sichtbarmachung“ bedarf.

1. MODELLE DES „MITTLEREN BEREICHS“

1.1 CODE-SWITCHING ZWISCHEN DIALEKT UND STANDARDSPRACHE

Rheinische Sprecher bezeichnen eine weder rein dialektale noch rein standardsprachliche Alltagssprache häufig als „Mischmasch“ zwischen Platt und Hochdeutsch (s. die Zitate bei KREYMANN 1994, 222–227). Schon von der Bezeichnung her, aber auch angesichts von Beschreibungen des Phänomens als „Wechseln“ und „Umstellen“ (s. ebd.) läge damit nahe, dass sich Erscheinungen im Zwischenbereich zwischen Ortsdialekt und Standard im Wesentlichen als Code-Mixing modellieren lassen (*Code-Mixing* soll hier wie *Code-Switching* zunächst einmal nur besagen, dass zwischen zwei Sprachen oder Varietäten hin- und hergewechselt wird – zur genaueren Differenzierung s. u.). Im Sprachenkontakt sind Code-Mixing/Code-Switching und verwandte Mechanismen bekannte Erscheinungen. Erforscht worden ist dabei allerdings besonders der Wechsel zwischen typologisch unterschiedlichen Sprachen. Je weniger Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen bestehen, desto einfacher kann indessen Code-Switching/-Mixing als solches identifiziert werden, da Elemente und Strukturen jeweils eindeutig einer der beiden Sprachen zugewiesen werden können⁴. Bei eng verwandten Varietäten stellt sich dagegen die Frage, ob das Konzept der abwechselnden Verwendung unterschiedlicher Systeme hier überhaupt angemessen sein kann. Als Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen ist daher im Folgenden zunächst einmal dieser Frage nachzugehen, bevor das Modell des Code-Switching zwischen Dialekt und Standard und andere Modelle der Organisation des „mittleren Bereichs“ näher betrachtet werden.

1.1.1 Bilektalität und Bilingualität

In einer Reihe von Untersuchungen ist gezeigt worden, dass der Wechsel zwischen Dialekt und Standard bzw. der Einsatz dialektaler bzw. standardsprachlicher Varianten dieselben Funktionen erfüllen kann wie Code-Switching zwischen verschiedenen Sprachen⁵. So ist im Anschluss an GUMPERZ (1982) dem funktionalen/lokal bedeutungsvollen (GUMPERZ: metaphorischen) Code-Switching auch in

4 AUER (2006) unterstreicht allerdings, dass es in bilingualer Rede zu Konvergenz der Kontaktsprachen kommt.

5 Z. B. BLOM/GUMPERZ (1972), GIESBERS (1989), ALFONZETTI (1998), vgl. a. ROMAINE (1995, 170–171).

der Dialektologie eingehende Aufmerksamkeit gewidmet worden⁶; es ist gezeigt worden, wie der Wechsel in verschiedener Weise als Kontextualisierungsmittel eingesetzt werden kann, zur Abschwächung, Ironisierung oder Bekräftigung einer Äußerung, zur sozialen Symbolisierung, Signalisierung einer vom Sprecher eingenommenen Rolle oder als Mittel zum Ausdruck von Konvergenz bzw. Divergenz gegenüber dem Gesprächspartner.

GUMPERZ setzt hierfür allerdings nicht unbedingt den Wechsel zwischen zwei unabhängigen Systemen voraus, sondern bezieht auch Variation innerhalb desselben Systems oder im Rahmen eines Kontinuums mit ein oder auch andere Arten von „Kontextualisierungshinweisen“, die dieselben Funktionen erfüllen können (s. GUMPERZ 1982, 131; vgl. z. B. a. AUER 1986 zum Code-Shifting⁷ innerhalb eines Dialekt-Standard-Kontinuums). In jüngerer Zeit hat sich daraus die Forderung entwickelt, den Begriff *Code-Switching* grundsätzlich von der Funktion bzw. von der lokalen Bedeutung her zu definieren (vgl. AUER 1998b) bzw. sogar völlig vom Wechsel der Sprache oder Varietät (*language alternation*⁸) abzukoppeln. So ist nach ALVAREZ CÁCCAMO (2000) außer *Code-Switching mit language alternation* auch *Code-Switching ohne language alternation* und *language alternation ohne Code-Switching* möglich. Wesentlich für Code-Switching in diesem Sinne ist nur, dass von den Interaktionspartnern irgendeine Änderung wahrgenommen und als bedeutungsvoll verwendet bzw. aufgefasst wird. Damit wird deutlich, dass es nicht möglich ist, die Frage nach der Organisation eines Repertoires ganz von der Beobachtung bedeutungsvoller Änderungen her anzugehen. (Der Begriff *Code-Switching* wird im Folgenden jedoch weiterhin – entsprechend dem nach wie vor geläufigsten Gebrauch – auf den Wechsel zwischen distinkten Sprachen oder Varietäten bezogen, gleich ob lokal bedeutungsvoll oder nicht.) Beim Code-Switching zwischen verschiedenen Sprachen – wo sich nur in extremen Fällen die

6 Vgl. z. B. AUER (1986), SCHLOBINSKI (1988), MACHA (1991), HAMMER (1994), KNÖBL (2006), DENKLER (2007) u. a., vgl. besonders die ausführlichen ethnographischen Analysen des IdS-Projekts „Kommunikation in der Stadt“, s. KALLMEYER (Hg.) (1994; 1995), KEIM (1995), SCHWITALLA (1995).

7 Mit *Code-Shifting* ist die Bewegung innerhalb eines Kontinuums gemeint, während *Code-Switching* von einem eindeutigen Wechsel ausgeht.

8 Angesichts der Tatsache, dass die terminologische Situation in diesem Feld durch immer neue Spezifizierungen unter Um- und Neudefinition üblicher Termini schon im Englischen recht kompliziert ist und durch alternative Übersetzungen ins Deutsche (die wieder Möglichkeiten neuer Spezifizierungen eröffnen) noch komplizierter wird, wird hier auf eine Übersetzung der englischen Termini verzichtet, auch dann, wenn sie nicht als im Deutschen eingebürgert betrachtet werden – daher Kleinschreibung und Kursivierung – und wenn eine Übersetzung im Prinzip gut möglich wäre. Schon im Englischen wird *language alternation* auch noch in anderer Bedeutung verwendet: MUYSKEN (2000) bezeichnet damit eine bestimmte syntaktische Spielart von Code-Switching (im Gegensatz zu *insertion*). Unter *code alternation* versteht THOMASON (2001) dagegen einen adressaten- und situationsbezogenen Wechsel (im Gegensatz zu intrasituativem *code switching*). Derartige terminologische Differenzierungen werden in der vorliegenden Arbeit nicht gemacht, abgesehen von der Verwendung des Terminus *Code-Mixing* (s. u.) für besonders „dichtes“ Code-Switching ohne erkennbare lokale Funktion. *Code-Switching* wird als Oberbegriff für alle Erscheinungsformen des innersituativen Wechsels verwendet.

Frage nach der Entstehung einer Mischsprache stellt – ist meistens unmittelbar erkennbar, dass die wahrgenommene Änderung in dem Wechsel zwischen verschiedenen Systemen liegt. Dagegen geht aus Untersuchungen wie denen von MACHA (1991) oder KALLMEYER/KEIM (1994) und KEIM (1995), in denen der bedeutungsvolle Einsatz dialektaler oder standardsprachlicher Varianten gezeigt wird, noch nicht hervor, dass das Repertoire sprachlicher Mittel, das die Sprecher einsetzen, klar zweigeteilt ist. Deutlich ist in diesen Daten im Gegenteil, dass hier auch „Mischformen“ im Spiel sind (MACHA spricht von *regionaler Umgangssprache* und *Substandard*, s. ders. 1991, 192, 211 u. ö.). So macht AUER (1986) denn auch derartige Kontextualisierungstechniken in einem (mehr oder weniger) dialektalen Gespräch sichtbar, geht aber explizit davon aus, dass es sich um Bewegungen in einem Dialekt-Standard-Kontinuum handelt. Auf der anderen Seite bestätigen diverse Untersuchungen zu Code-Switching zwischen verschiedenen Sprachen die Feststellung, dass es bei eindeutiger Koexistenz verschiedener Systeme auch durchaus Wechsel ohne lokale Funktion gibt (s. u., vgl. a. Kap. 7).

Während bei Code-Switching zwischen Sprachen grundsätzlich jedoch zumeist nicht in Frage gestellt wird, dass verschiedene Systeme bzw. verschiedene Kompetenzen der Sprecher den Ausgangspunkt des Wechsels bilden⁹, ist dies bei Dialekt und Standard je nach Perspektive und Dialektbegriff nicht ganz selbstverständlich. Unter dem Aspekt der Zugehörigkeit zu einem Diasystem werden nicht nur die regelhaften Beziehungen betont (vgl. etwa die Darstellung von Diasystem und Subsystemen bei GOOSSENS 1977, 14), sondern z. T. auch gleiche zugrundeliegende Formen angesetzt, die entweder neutral sind oder eine Ableitung des einen aus dem andern bedeuten¹⁰. Eindeutige Beziehungen zwischen Dialekt und Standard können jedoch normalerweise nur unter Zuhilfenahme eines historischen Bezugssystems formuliert werden. Meistens hat unterschiedlicher Phonemzusammenfall auf beiden Seiten dazu geführt, dass synchron eben keine eindeutige Abbildung mehr möglich ist. Regeln zur Ableitung des Dialekts aus dem Standard oder umgekehrt können also nicht als Regeln, über die ein Sprecher verfügt, aufgefasst werden. Oder aber die Lexeme müssten großenteils einzeln für die Anwendung bestimmter Entsprechungsregeln markiert sein, was eigentlich nur eine mögliche Variante einer vernetzten, aber für beide Varietäten unabhängigen Speicherung lexikalischer Elemente darstellt – sofern der Sprecher tatsächlich beide Varietäten beherrscht und nicht nur über eine reduzierte, von Hyperkorrektismen bzw. -dialektalismen geprägte Kompetenz verfügt.

So ist die Existenz von Kompetenzgrenzen, die sich insbesondere in Hyperkorrektismen manifestieren, also die Nicht-Ableitbarkeit der einen Varietät aus der anderen, für SCHMIDT (2005) sogar die Bedingung für die Ansetzung von verschiedenen „Vollvarietäten“ wie Dialekten und Standardvarietäten (im Unter-

9 Zur Kritik hieran vgl. allerdings AUER (2006).

10 Vgl. die Diskussion derartiger Modelle bei AUER (1990, 225–256). Auch die Formulierung von Variablenregeln in der Tradition LABOVs, der Variablenregeln ja tatsächlich als generative Regeln auffasst (vgl. 1.5), suggeriert oft eine Ableitung der einen Variante aus der anderen – wohl nicht immer wirklich im Sinne der Autoren.

schied zu „sektoralen Varietäten“ wie Fachsprachen und zu „Verdichtungsbereichen“, vgl. 1.2/1.4)¹¹. Das Beherrschen von Dialekt und Standard (im Folgenden als *Bilektalität* bezeichnet) unterscheidet sich insofern nicht grundlegend von Bilingualität im engeren Sinne – auch bei letzterer gibt es je nach Verwandtschaft der Sprachen ja durchaus beträchtliche Übereinstimmungen und gemeinsame Elemente.

Ein (allgemeines) phonologisches Modell der Beziehungen zwischen Dialekt und Standard, das einerseits deren Status als voneinander unabhängige Systeme gerecht werden soll und andererseits auch Verbindungen zwischen beiden in der Sprachkompetenz bilektaler Sprecher vorsieht, ist das Modell von AUER (1990), mit dem die in der vorliegenden Untersuchung zugrundegelegte Auffassung des Dialekt-Standard-Verhältnisses weitgehend übereinstimmt. AUERS Modell sieht – im theoretischen Rahmen der lexikalischen Phonologie – sowohl getrennte als auch gemeinsame Regelbereiche für Dialekt und Standard vor (s. AUER 1990, 270–280 u. a.). Getrennte wie auch gemeinsame Regeln werden dabei im Bereich der prälexikalischen Redundanzregeln angesetzt und ebenso im Bereich der zugrundeliegenden phonologischen Repräsentationen und der lexikalischen phonologischen Regeln, dagegen gibt es nur gemeinsame postlexikalische Regeln. Darüber hinaus werden durch Korrespondenzregeln Querverbindungen zwischen kognaten Lexemen¹² im Dialekt und im Standard hergestellt und zu „Tendenzen“ zusammengefasst, entsprechend dem zwar meistens nicht willkürlichen, aber eben auch nicht eindeutigen Verhältnis. Von Sprechern mit mangelnder Kompetenz im Dialekt oder Standard werden solche „Tendenzen“ auch als Regeln zur Ableitung von Formen verwendet – allerdings mit dem erwähnten Risiko der Hyperkorrektismen, die sichtbar machen, dass keine wirkliche bilektale Kompetenz vorhanden ist. Die konkreten Anteile der gemeinsamen bzw. dialekt-/ standardspezifischen Bereiche sind nach AUERS Modell dann im Einzelfall verschieden, wie in den Spezifikationen des Modells für die Extremfälle deutlich wird (vollständig monolektales Repertoire vs. bilektales Repertoire mit vollständig geschiedenen Varietäten, s. ebd.: 279–280).

- 11 Wenn SCHMIDT einen grundsätzlichen qualitativen Unterschied zwischen solchen Kompetenzgrenzen – „Ihre Grenzen liegen da, wo Sprecher linguistische Strukturverbindungen systematisch nicht beherrschen.“ (ebd., 69) – und den rein lexikalischen Unterschieden, die „sektorale Varietäten“ kennzeichnen, an Hyperkorrektismen festmacht, wird zwar nicht ganz klar, wieso es sich hier um mehr als einen quantitativen Sprung in der Anzahl lexikalischer Unterschiede handelt, denn das Kompetenzproblem, das sich in Hyperkorrektismen niederschlägt, beruht ja gerade darauf, dass ein phonologischer Unterschied nicht mit einer Umsetzungsregel, sondern nur mit lexikalischem Wissen bewältigt werden kann. Auch ein solcher erheblicher quantitativer Sprung genügt jedoch, um eine Kompetenzgrenze anzusetzen, und hinzu kommen natürlich Unterschiede in Morphologie und Syntax.
- 12 Der Begriff *Kognaten* erfasst das synchrone Verhältnis zwischen Dialekt-Standard-Äquivalenten mit gleicher Etymologie wohl am besten. Wenn in Kap. 4–6 dennoch bisweilen von „der Standardform“ bzw. „der Dialektform“ oder „-variante“ eines Worts gesprochen wird, geschieht dies aus praktischen Gründen; eine Ableitung der verschiedenen „Formen“ / „Varianten“ aus einem einzigen Lexikoneintrag ist damit nicht gemeint.

Dass die Entscheidung zwischen den verschiedenen Ausprägungen allerdings nur in Abhängigkeit von der jeweiligen soziolinguistischen Situation (und dem entsprechenden Umgang mit den Varietäten) gesehen wird (ebd., 270, vgl. a. AUER 1997, 81), ist nicht ganz überzeugend. Hier scheinen zwei Dinge ineinander zu fließen, die prinzipiell zunächst einmal zu trennen sind: zum einen die klare oder weniger klare Trennung von Standard und Dialekt im Gebrauch der Sprechergemeinschaft – diese erklärt sich (wie sogar die Trennung oder „Mischung“ von verschiedenen Sprachen, vgl. u.) mit den soziolinguistischen Bedingungen im konkreten Fall – und zum anderen die grundsätzliche Möglichkeit oder Unmöglichkeit, verschiedene sprachliche Formen auf ein gemeinsames Lexikon bzw. auf gemeinsame Regeln zurückzuführen – dies hängt zunächst einmal von rein strukturellen Eigenschaften ab¹³. AUERS Diskussion verschiedener anderer Modelle und die Spezifikation seines eigenen Modells für das Konstanzer Repertoire (ebd., 335) zeigen dies ja auch: Soweit nicht in beiden Richtungen eindeutige Beziehungen von Standard- und Dialekt-Formen bestehen, betrachtet auch AUER es als unumgänglich, verschiedene zugrundeliegende Repräsentationen und jeweils spezifische Regeln anzusetzen, was jedoch nicht soziolinguistisch begründet ist. Umgekehrt ist ebenso überraschend, dass in der Spezifikation des Modells für den fiktiven Fall einer rigiden Trennung zwischen Standard und Dialekt (ebd.: 280) außer den postlexikalischen Regeln überhaupt keine gemeinsamen Lexikon- und Regelbereiche vorkommen – zumindest wäre ein solches Verhältnis dann primär strukturell und nicht soziolinguistisch bedingt.

Der Spielraum für die soziolinguistisch bestimmte Spezifikation der von AUERS Modell erfassten Dialekt-Standard-Beziehungen wird insofern von den strukturellen Möglichkeiten abgegrenzt: Auch in Sprechergemeinschaften, in denen verschiedene Sprachen bzw. Varietäten soziopragmatisch nicht getrennt gehalten werden (vgl. u.), müssen je nach Verschiedenheit dennoch unterschiedliche Bereiche in Lexikon und phonologischen Regeln angenommen werden, während umgekehrt auch bei sehr ähnlichen Varietäten, die weitgehend auf gemeinsame Lexikoneinträge und Regeln zugreifen, eine rigide soziopragmatische Trennung denkbar ist. (Allerdings besteht gleichwohl ein Zusammenhang zwischen den soziolinguistisch begründeten Gebrauchskonventionen und der psycholinguistischen Struktur einer bilingualen oder bilingualen Kompetenz: Zumindest im Zusammenhang mit der sprach- bzw. varietätenübergreifenden Vernetzung der Einheiten im mentalen Lexikon spielt die Üblichkeit von Code-Switching und lexikalischer Transferenz¹⁴ in einer Sprechergemeinschaft durchaus auch eine Rolle, s. u. 1.1.2).

13 Vgl. a. THELANDER (1987, 1013): „From my point of view it could be argued that most natural linguistic communities can be located along a sliding scale between strict multilingualism and undeniable variation within one system. Their exact position on this scale would then be determined by two parameters (if we disregard the nature of the extralinguistic correlates) which are largely independent of one another: the degree to which the language systems involved overlap [...] and the rigidity of the co-occurrence norms [...]“

14 *Transferenz* wird hier allgemein für das Übernehmen von Elementen, Strukturen, Regeln aus einer Sprache oder Varietät in eine andere, als Prozess und als Resultat dieses Prozesses,

Wenn für Dialekt und Standard zwei getrennte, wenngleich nicht unverbundene Kompetenzen angesetzt werden müssen, so gibt es umgekehrt auch bei „echter“ Mehrsprachigkeit ebenfalls gemeinsame Bereiche in Speicherung und Verarbeitung und Beziehungen zwischen ähnlichen bzw. kognaten lexikalischen Elementen im mentalen Lexikon. Die Unterschiede zwischen Bilektalität und Bilingualität liegen also nur im Ausmaß der Gemeinsamkeiten und sind damit graduell, wie auch bei Bilingualität Abstufungen in dieser Hinsicht existieren, da ja auch verschiedene Sprachen in sehr unterschiedlichem Maße über gleiche oder verwandte lexikalische Elemente und Regeln verfügen¹⁵.

1.1.2 Bilinguale Sprachproduktion

Mit der Frage der psycholinguistischen (und der soziolinguistischen) Trennung oder Nicht-Trennung zwischen Sprachen oder Varietäten hat sich dementsprechend auch die Bilingualismusforschung ausgiebig beschäftigt. Insbesondere das Modell von Kees DE BOT (1992) hat hier weitgehende Anerkennung und Bestätigung durch empirische Ergebnisse gefunden. (AUERS Modell ist damit kompatibel, es präzisiert den phonologischen Teil der hier modellierten Prozesse für den speziellen Fall von Dialekt und Standard.) DE BOT geht von dem *speaking*-Modell der monolingualen Sprachverarbeitung von LEVELT (1989) aus, das eine relativ breite empirische Fundierung – vor allem durch Daten aus der Erforschung von Aphasie und Versprechern – hat. Danach werden bei der Sprachproduktion nacheinander drei Verarbeitungsmodule durchlaufen: der *Konzeptualisator*, der die Mitteilungsabsicht in sprachspezifische Konzepte fasst, der *Formulator*, der zu diesen Konzepten aus dem Lexikon die passenden lexikalischen Einheiten (Lemmata) mitsamt ihren syntaktischen Eigenschaften auswählt und die entsprechende morphologische und phonologische Form erzeugt, und schließlich der *Artikulator*, der den im Formulator erzeugten Plan in die schließlich geäußerte Lautkette umsetzt. In der Weiterentwicklung des Modells wird zwischen der phonologischen Enkodierung, die auch schon die Silbifizierung umfasst, und der eigentlichen Artikulation noch eine Zwischenprozedur angesetzt, die phonetische Enkodierung

verwendet. CLYNE (2003, 76 u. ö., vgl. ebenso FÖLDES 2005, 73) definiert *Transferenz* genauso, unterscheidet davon jedoch *Transfer* als Bezeichnung für die einzelnen Fälle von Transferenz. Auf diese Differenzierung wird hier verzichtet, da mit *Transfer* in der Sprachlernforschung üblicherweise gerade auch der Prozess als solcher, also nach CLYNE *Transferenz*, bezeichnet wird. Die nicht unerlässliche Unterscheidung zwischen *Transferenz* und *Transfer* führt insofern eher zu Verwirrung als zu mehr Klarheit. Wenn im Folgenden auf feste fremdsprachendidaktische Begriffe wie etwa *positiver / negativer Transfer* Bezug genommen wird (v.a. Kap. 8.2), wird also gelegentlich auch *Transfer* verwendet, synonym mit *Transferenz*.

- 15 Vgl. PARADIS (1987, 19): „[A] speaker who speaks two closely related languages will for the most part use the same procedural and lexical knowledge when speaking either of the two languages, while in the case of languages which are not related, an appeal is made to much more language-specific knowledge.“ Vgl. ebenso DE BOT (1992, 427).

(LEVELT u. a. 1999). Diese besteht in der Zuordnung der phonologischen Form zu einem weitgehend fertig vorliegenden, in der frühen Kindheit erworbenen Silbeninventar (*Silbarium*). LEVELT u. a. betonen dabei eine grundsätzliche Zweiteilung des Gesamtprozesses, der zur einen Hälfte (von der lexikalischen Selektion bis zur phonologischen Enkodierung) auf das mentale Lexikon bezogen ist, zur anderen (von der phonetischen Enkodierung bis zur Artikulation) auf dieses Silbeninventar, dessen Entwicklung im Erstspracherwerb zunächst unabhängig von der Entwicklung lexikalischer Konzepte abläuft (LEVELT u. a. 1999, 1–2).

Für die bilinguale Version dieses Modells ist nun die wesentliche Frage, wo und wie bei diesen Abläufen die Trennung und andererseits die Querverbindung zwischen verschiedenen Sprachen angesiedelt ist. Sowohl streng getrennte Verwendung der Sprachen als auch Code-Switching muss möglich sein, und es sollte keine Dopplung gemeinsamer Elemente und Prozeduren angenommen werden, die unökonomisch wäre und empirischen Daten zuwiderliefe. Nach DE BOT (1992, 426–427) wird die Entscheidung über die Sprache bzw. Varietät schon im Konzeptualisator getroffen, nach einer ersten „Makroplanung“, die sich allgemein auf die kommunikativen Ziele der Äußerung bezieht. Wie funktionales Code-Switching (s. o.) belegt, wird die Sprachen- bzw. Varietätenwahl u. a. auf die Erreichung dieser Ziele abgestimmt, findet also nach oder im Rahmen dieser Makroplanung statt und vor einer schon sprachspezifischen Mikroplanung, d. h. vor der genauen Festlegung dessen, was mitgeteilt werden soll. Ab diesem Moment ist also im Prinzip die Sprachenwahl entschieden. Die weitere Verarbeitung im Formulator findet sprachspezifisch statt, erst die artikulatorische Umsetzung bzw. die Zuordnung zu Elementen des Silbeninventars ist wieder sprachübergreifend – wie das Silbeninventar überhaupt: Nötigenfalls wird es zwar nach dem Erstspracherwerb um neue Elemente für andere Sprachen ergänzt, aber nur, soweit diese Notwendigkeit erkannt wird bzw. diese neuen Elemente sich nicht schon vorhandenen Kategorien zuordnen lassen (vgl. a. Kap. 8.2).

Das Lexikon, auf das der Formulator zugreift, ist jedoch offenbar nicht nach Sprachen getrennt angelegt, sondern als gemeinsamer Speicher mit verschiedenen Subsets bzw. Netzwerken, die sich durch Verknüpfung gemeinsam verwendeter Elemente herausbilden und aufrechterhalten und innerhalb derer sich eine erhöhte Aktivierung ausbreitet, wenn ein Element ausgewählt wird (s. DE BOT ebd., 430–431, vgl. a. RAUPACH 1997, 30–31). Die Gestalt dieser Netzwerke ist ihrer Entstehung entsprechend individuell verschieden; außer dem Kontext des Spracherwerbs spielt insbesondere der Gebrauchskontext eine Rolle (vgl. PARADIS 1987, 9), so dass die Frage nicht mehr ist, ob die beteiligten Sprachen „in getrennten Speichern repräsentiert sind, sondern unter welchen Bedingungen und für welche Teile des Lexikons sie beim individuellen Sprecher getrennt oder integriert“ gespeichert werden (RAUPACH 1997, 36).

Aufgrund des normalerweise gemeinsamen Gebrauchs sind Wörter derselben Sprache also in der Regel enger vernetzt, es bestehen aber auch sprachübergreifende Verbindungen, besonders dann, wenn in einer Sprechergemeinschaft das Hin- und Herwechseln zwischen den Sprachen eine übliche Praxis ist bzw. die soziolinguistische Verpflichtung zur Trennung zwischen ihnen schwach ist (vgl.

DE BOT 1992, 430). Zudem sind gleiche Wörter in beiden Sprachen (bzw. Varietäten) – identische Kognaten, Entlehnungen, Namen – nur einmal gespeichert, gehören aber mehreren Subsets an. Damit würde sich erklären, dass gerade im Kotext von solchen Wörtern häufig unwillkürlicher Sprachwechsel vorkommt (*triggering*, vgl. CLYNE 1967 u. ö.): Die erhöhte Aktivierung erfasst hier verschiedene Subsets, und „the wrong turn is taken at the crossing“ (DE BOT ebd., 439). Die Zahl entsprechender Gelegenheiten hängt von der Verwandtschaft der Sprachen ab und ist bei Dialekt und Standard natürlich besonders groß.

Im Bezug auf das Modell von LEVELT/DE BOT liegt hier allerdings ein Problem darin, dass diese Verbindungen ja erst auf einer der Sprachenwahl nachgeordneten Stufe zum Tragen kommen und eine Rückkopplung eigentlich nicht vorgesehen ist. Ausdrucksseitige Verbindungen zwischen Wörtern verschiedener Sprachen dürften daher eigentlich keine Rolle spielen. CLYNE (2003, 197–214) legt deswegen Wert darauf, im Sinne des interaktiven Aktivierungsmodells von DELL (1986) solch eine Rückverbindung in das Modell von LEVELT/DE BOT einzuführen. Nach DELL wird im Zuge der Wortwahl nicht nur die Aktivierung semantisch in Frage kommender Lemmata und damit semantisch zusammenhängender oder ähnlicher anderer Lemmata erhöht, sondern eine derartige Aktivierungsausbreitung über Ähnlichkeit findet auch auf der Seite der phonologischen Form der Wörter statt, unabhängig von deren Sprachzugehörigkeit, und beeinflusst die endgültige Wortwahl (s. RIEHL 2002, 69–70). CLYNE integriert diese Möglichkeit der Aktivierungsausbreitung über die phonologische Form in das Modell von LEVELT/DE BOT, indem er sich auf die Querverbindung zwischen Perception und Produktion (nach LEVELT u. a. 1999) bezieht. Die vorwegnehmende und die tatsächliche Perception des produzierten Worts im Zuge des *self-monitoring* (vgl. LEVELT/INDEFREY 2000, 83) könnten danach der Auslöser sein für eine Erhöhung des Aktivierungsniveaus der anderen Sprache, in der ein gleich oder ähnlich klingendes Wort existiert.

CLYNE (2003, 211) berücksichtigt schließlich auch noch den Fall einer subordinierenden Bilingualität mit enger Verwandtschaft der Sprachen: Hier wird keine unabhängige Verarbeitung der Sprachen angenommen, sondern die Anwendung von Umformungsregeln. Dies entspräche einer aktiven Anwendung von AUERS „Tendenzen“ (= Zusammenfassung von Korrespondenzregularitäten zwischen Einzelwörtern), allerdings mit dem entsprechenden Risiko von falschen Generalisierungen. Bezogen auf Bilektalität ist eine derartige Abhängigkeit allerdings – jedenfalls im Rheinland – heute kaum noch in der Richtung vom Dialekt zum Standard anzutreffen, sondern höchstens umgekehrt. Sprecher mit derart eingeschränkter Kompetenz im Dialekt werden diesen dann (außerhalb dialektpflegerischer Kontexte) aber normalerweise nicht „freiwillig“ verwenden, sodass dieses Phänomen für natürliche Alltagssprache weniger relevant ist¹⁶.

16 Dagegen führen Tests zum intendierten Ortsdialekt mit jüngeren Sprechern leicht zu solchen hyperdialektalen Formen (vgl. z. B. LENZ 2003, 210–211).

1.1.3 Code-Switching und Transferenz

Trotz der Verbindungen in Speicherung und Verarbeitung ist eine klare Trennung zwischen den verschiedenen Sprachen bzw. Varietäten eines Sprecher-Repertoires möglich und sogar häufig – aber nicht zwingend. Nach GREEN (1986) wird angenommen, dass jede Sprache sich (idealisiert) in einem von drei Aktivierungszuständen (*selected – active – dormant*) befinden kann. Wenn neben der selektierten Sprache noch eine andere Sprache aktiv ist, findet die Verarbeitung im Formulator (also von der lexikalischen Selektion bis zur phonologischen Enkodierung) nicht nur in der selektierten Sprache statt, sondern in beiden Sprachen parallel. Erst bei der Artikulation (bzw. beim Verlassen des Formulators – d. h. nach LEVELT u. a. 1999: vor der phonetischen Enkodierung) wird die Form der nicht-selektierten Sprache dann nicht mehr weiter verarbeitet.

Bei funktionalem Code-Switching werden gezielt die Rollen zwischen der selektierten und der nur aktivierten Sprache vertauscht, nach DE BOTS Modell schon in der Phase der Konzeptualisierung (Sprachwahl in Abhängigkeit von kommunikativen Zielen). Die sprachenübergreifende Vernetzung bringt es jedoch mit sich, dass auch sonst Wörter aus der vorher nicht-selektierten Sprache gewählt und phonologisch-morphologisch-syntaktisch in das System der anderen integriert werden können. Derartige Ad-hoc-Entlehnungen¹⁷ betreffen zumeist Inhaltswörter, vor allem Nomina (s. HAUST 1993, 101), und ergeben sich oft aus Kulturspezifika oder Lücken im Wortschatz. Insbesondere für Dialekt-Standard-Kontakt ist hier zu betonen, dass nicht nur Lücken in der Kompetenz des Sprechers eine Rolle spielen können, sondern auch Lücken im Wortschatz einer der Sprachen bzw. Varietäten selbst (etwa bei Fachvokabular). Ad-hoc-Entlehnung folgt jedoch oft auch daraus, dass im Zusammenhang mit einem bestimmten Gegenstand normalerweise häufiger die andere Sprache verwendet wird und dementsprechend deren Wörter für bestimmte Konzepte häufiger aktiviert werden bzw. dem Sprecher geläufiger sind. Der Zugriff auf Wörter der anderen Sprache/Varietät bewirkt aber gleichzeitig eine erhöhte Aktivierung dieser Sprache/Varietät (vgl. o. zum *triggering*), sodass im Zusammenhang mit solchen Wörtern auch die Wahrscheinlichkeit des Switching steigt. Da solche Zuordnungen von Konzepten zu Varie-

17 Vgl. *nonce borrowing* bei POPLACK/SANKOFF (1988), dt. auch *okkasionelle Entlehnung*. POPLACK/SANKOFF unterscheiden *nonce borrowing* von Code-Switching mit Hilfe des Kriteriums der Integration, vor allem der phonologischen Integration. Dieses Kriterium ist angesichts unwillkürlicher phonologischer Transferenz-Erscheinungen allerdings problematisch und umstritten, und manche Autoren wie MYERS-SCOTTON verzichten auf die Unterscheidung zwischen Ad-hoc-Entlehnung und Code-Switching (vgl. a. HAUST 1993, 114–120). In der vorliegenden Arbeit wird keine klare Unterscheidbarkeit behauptet, der Begriff *Ad-hoc-Entlehnung* wird jedoch verwendet, zumindest im sozusagen prototypischen Fall des Einwort-„Switchs“ bei Substantiven unter phonologischer und morphologischer Integration, der sich relativ deutlich als Typ fassen lässt (vgl. Kap. 6.2). Problematischer ist allerdings die empirische Abgrenzung der Ad-hoc-Entlehnungen von lexikalisierten Entlehnungen, vgl. dazu a. Kap. 6.2. – Zu einem Überblick über die definitorische und terminologische Diskussion im Zusammenhang mit dem Begriff der Ad-hoc-Entlehnung (*nonce borrowing*) vgl. HELLER/PFAFF (1996), HAUST (1993) und FÖLDES (2005, 73–84).

täten gerade in der prinzipiell diglossischen Situation einer Koexistenz von Standard und Dialekt typisch sind, kommt dieser Fall hier oft vor.

Die Wahrscheinlichkeit von sprachübergreifender Aktivierungsausbreitung und damit von nicht-funktionalem Code-Switching steigt also nicht nur bei näherer Verwandtschaft der Sprachen, sondern außerdem auch als Folge von Entlehnung und häufigem „gemischtem Sprechen“; Code-Switching zieht demnach automatisch eine Prädisposition für weiteres Code-Switching nach sich. RIEHL (2002, 75) betont, dass die Sprachmarkierung von Lexemen später erworben wird als die Lexeme selbst und durch „Training“ erhalten werden muss. Beides wird bei häufigem Code-Switching/-Mixing erschwert oder sogar unmöglich. Als unabhängiges Gegengewicht zu dem strukturellen Verhältnis zwischen den Sprachen wirkt also die Einstellung der Sprechergruppe zu ihrer Mehrsprachigkeit und zu Sprachmischung. So ergaben z. B. die Untersuchungen von GUMPERZ (1975), HANSEN-JAAX (1995) oder VANDEKERCKHOVE (1998) eine rigide Trennung im Umgang der jeweiligen Sprechergruppen mit eng verwandten Sprachen bzw. Varietäten. Dagegen berichten z. B. POPLACK (1979/80), GARDNER-CHLOROS (1995), KALLMEYER u. a. (2002), FÖLDES (2005) u. v. a. über sehr geläufigen und kleinschrittigen Wechsel zwischen weniger eng oder nicht verwandten und z. T. typologisch sehr verschiedenen Sprachen (Englisch/Spanisch, Deutsch/Französisch, Deutsch/Türkisch, Deutsch/Ungarisch). Besonders in Gesprächen innerhalb von Sprechergruppen, in denen die Bilingualität eine Identitätssymbolisierende Rolle spielt, kann Code-Switching der Normalfall sein (vgl. etwa HINNENKAMP 2000). MYERS-SCOTTON (1998 u. ö.), nach deren Markiertheits-Modell es in einer mehrsprachigen Sprechergemeinschaft normalerweise Regeln gibt, denen zufolge für eine bestimmte Gesprächskonstellation eine bestimmte Sprachwahl vorgesehen ist und Abweichungen davon möglich, aber markiert sind, spricht in diesem Fall von „Code-Switching als unmarkierter Sprachenwahl“.

Ungeachtet der Tatsache, dass derartige „gemischtes Sprechen“ das ungezielte, unwillkürliche Code-Switching weiter begünstigt, weil dadurch entsprechende Vernetzungen im mentalen Lexikon entstehen bzw. verstärkt werden, sind jedoch bilinguale und bilektale Sprecher nicht grundsätzlich auf eine einzige Art des Umgangs mit ihren Sprachen festgelegt. So ist es wohl auch nicht nur soziologisch gesehen eine Vereinfachung, einer diatopisch definierten Sprechergruppe insgesamt eine bestimmte Haltung zur Trennung oder Mischung ihrer Sprachen/Varietäten zuzuordnen. Für bestimmte Gesprächskonstellationen und -situationen gibt es sicherlich derartige Konventionen (vgl. MYERS-SCOTTON 1988), wahrscheinlich existieren auch ortsspezifische Konventionen für die Varietätenwahl gegenüber Unbekannten, für den individuellen Sprecher besteht aber die Möglichkeit eines situativ differenzierten Umgangs mit seiner Mehrsprachigkeit. Wie GROSJEAN (1989 u. ö.) gezeigt hat, können bilinguale Sprecher ein Gespräch im monolingualen oder im bilingualen „Sprechmodus“ führen, also je nach Situation eine stabile Selektion nur einer Sprache vornehmen und die andere (weitgehend) deaktivieren oder beide Sprachen aktiv halten. Monolingualer und bilingualer Sprechmodus sind dabei als Pole eines Kontinuums von möglichen Aktivierungs-

zuständen gedacht, es gibt also auch beliebige Zwischenstadien. Im Fall von Dialekt und Standard ist hiernach zwar eine strikte Trennung möglich, aber durch die Kombination der favorisierenden Umstände (enge Verwandtschaft der Varietäten, Bilektalität der meisten Sprecher, unter Umständen auch Identifikation mit der Bilektalität) ist gerade hier auch ein ausgeprägtes Mischen naheliegend. Dies im Einzelfall klar zu identifizieren, ist dabei gleichzeitig besonders schwierig.

Ob es überhaupt strukturelle Regularitäten und Einschränkungen für Code-Switching gibt und ggf. welche, ist Gegenstand einer umfangreichen Forschungsliteratur. Zwar ist verschiedentlich gezeigt und bislang nicht widerlegt worden, dass der Wechsel – sofern es sich nicht um einzelne Wörter bzw. Ad-hoc-Entlehnungen handelt – bevorzugt an Satzgrenzen stattfindet (vgl. z. B. POPLACK 1979/80:243, AUER 1988:[185], GIACALONE RAMAT 1995, 54). Statistisch weniger häufig, aber durchaus möglich und üblich ist jedoch auch wortübergreifender Wechsel innerhalb von Sätzen. Die Suche nach universalen syntaktischen Einschränkungen solchen intrasententiellen Switchings hat sich als problematisch erwiesen, nachdem viele universale *switching constraints* behauptet und später widerlegt worden sind (vgl. etwa HAUST 1993, 112, TREFFERS-DALLER 1998, 186, TRACY 2000, 13, LÜDI 2004, 342–344). Für eng verwandte Systeme sind die Möglichkeiten für derartige Einschränkungen mangels stärkerer syntaktischer Unterschiede indessen von vornherein gering.

MUYSKEN (2000) unterscheidet daher terminologisch und spricht bei gleichen syntaktischen Strukturen („which can be filled lexically with elements from either language“, ebd., 6) statt von *Code-Switching* von *kongruenter Lexikalisierung*, bei der „words from both languages a and b are inserted more or less randomly“ (ebd., 8). Kongruente Lexikalisierung ist demnach durch besonders flexibles Wechseln charakterisiert: Switchs treten besonders häufig auf, sind nicht an Konstituenten gebunden, können auch innerhalb von Kollokationen auftreten, eventuell sogar wortintern u. ä. Enge Verwandtschaft ist aber keine grundsätzliche Voraussetzung für kleinschrittigen satzinternen Wechsel (vgl. a. die Beispiele in FÖLDES 2005). GARDNER-CHLOROS (1995) führt eine Reihe von Belegen für kleinschrittigen Wechsel zwischen verschiedenen Sprachen an, insbesondere eigene französisch-alemannische Daten aus dem Elsass, und wendet sich vor diesem Hintergrund grundsätzlich gegen den „myth of the discreteness of linguistic systems“ (vgl. a. Kap. 7). Allerdings handelt es sich bei ihren Beispielen immer noch um Kombinationen von vollständig gemäß den Regeln der einen oder anderen Sprache gebildeten Wortformen; auch der als Verstoß gegen jede denkbare Einschränkung von Switching präsentierte Beleg *zammemélangé* ‘zusammengemischt’ (ebd., 85) zeigt lediglich eine Kombination der französischen Wortform mit einer elsässischen trennbaren Verbpartikel, die hier zwar in Kontaktstellung steht, aber als trennbare Partikel (vgl. ähnliche Beispiele Kap. 7) eine weniger enge Verbindung mit dem Verb eingeht als ein Präfix (*vermélangé*). Zwischen Partikel und Basisverb wechseln aber mit dem Wort auch das morphologische und (offenbar) auch das phonologische System vom Deutschen zum Französischen, sodass die Diskretheit der beiden Systeme hier noch nicht angezweifelt zu werden

braucht. Wie AUER (2006) an kasachisch-russischen Beispielen deutlich macht, kann die morphosyntaktische Interaktion in der bilingualen Rede aber auch so weit gehen, dass eine klare Zuweisung einzelner Strukturen zu den monolingualen Systemen nicht mehr möglich ist.

Gleichwohl ist den Sprechern, die Code-Mixing praktizieren, zumeist auch monolinguale Rede möglich. So berichtet auch GARDNER-CHLOROS (ebd., 82–83), dass dieselben Sprecher das Französische und das Alemannische im Gespräch mit anderen Gesprächspartnern deutlich getrennt halten (zumindest das Französische werden sie vermutlich auch ganz ohne alemannische Elemente handhaben können). In der ständigen gemischten Verwendung der Formen des einen und des anderen Systems im Gespräch unter bilingualen Arbeitskollegen zeigt sich jedoch, dass beide Systeme aktiviert sind und dass dieser bilinguale Modus und die entsprechenden „gemischten“ Äußerungen in der gegebenen Situation offenbar den Normalfall, die unmarkierte Sprachenwahl, darstellt.

AUER (1998b) nennt die Praxis des Sprechens im bilingualen Modus, die sich durch häufigen Wechsel (auch) ohne lokale Funktion auszeichnet, *language mixing*, üblicher ist *Code-Mixing*¹⁸. Ein auf *language mixing*/Code-Mixing möglicherweise folgendes Stadium ist nach AUER die Entstehung eines *fused lect*. Ein solcher zeichnet sich dadurch aus, dass eine Stabilisierung eintritt, d. h., dass bestimmte Möglichkeiten, Elemente aus beiden Sprachen zu kombinieren, konventionalisiert sind und die Vielfalt solcher Möglichkeiten gegenüber Code-Mixing damit reduziert ist. Während in soziopragmatischer Hinsicht schon Code-Mixing als eine „Sprachenwahl“ angesehen werden kann, die bestimmten Regeln und Normen entspricht, müsste dann beim *fused lect* die Varietätenwahl im lokalen Verlauf der Interaktion und die varietätenspezifische Vernetzung und Markierung der Elemente im mentalen Lexikon neben den Ausgangssystemen (oder ggf. auch an deren Stelle) auch auf diese neue Sprache bzw. Varietät bezogen sein.

Für entfernt oder nicht verwandte Sprachen ist die Entstehung von echten *fused lects* recht selten dokumentiert¹⁹, im Fall von Varietätenkontakt liegt sie dagegen näher (vgl. TRUDGILL 1986). Aufgrund der hohen Zahl gemeinsamer grammatischer Strukturen und kognativer Wörter können hier auch noch leichter durch

18 Zum Verzicht auf Übersetzung des Terminus vgl. Anm. 5. – Das Problem der Terminologie zeigt sich auch hier wieder darin, dass *Code-Mixing* demgegenüber von einigen Autoren an Stelle von oder synonym mit *Code-Switching* verwendet wird, von anderen dagegen speziell für satzinternen Wechsel, von wieder anderen als Oberbegriff für verschiedene Arten der Mischung (vgl. den Überblick bei FÖLDES 2005, 83). LAUSBERG (1993) schließlich bezeichnet einen Sprechertyp als „Code-Mixer“, dessen intendierter Standard durch dialektale Transfereenzen geprägt ist (vgl. 2.3).

19 Vgl. z. B. ROMAINE (1995, 68–70) und THOMASON (2001, 196–221) zu den wenigen immer wieder angeführten Fällen wie dem Michif in North Dakota.

Transferenz- und Interferenzerscheinungen²⁰ „Mischformen“ entstehen, die sich deutlich von kleinschrittigem Wechsel unterscheiden. Auch im „aktiven“ Sprachen- bzw. Varietätenkontakt ohne Entstehung von *fused lects* kommt es aber zu derartigen Transferenzen. Der wesentliche Unterschied zwischen Code-Mixing und *fused lects* liegt darin, dass letztere in spezifischer Weise stabilisiert bzw. in neuen (nur historisch als „gemischt“ zu analysierenden) Strukturen organisiert sind, während sich bei ersterem die „Mischung“ durchgehend aus dem variablen Wechsel zwischen zwei eigenständigen Systemen ergibt, auch wenn dieser Wechsel sehr kleinschrittig und frequent und darüber hinaus soziolinguistisch etabliert sein kann (vgl. a. Kap. 7.)

1.2 REGIONALE UMGANGSSPRACHE ALS DISTINKTE VARIETÄT

1.2.1 Gliederungsmodelle

Das Modell eines einfachen Wechsels zwischen Dialekt und Standard wird zumeist als ungenügend für die Beschreibung der Erscheinungen deutscher (und nicht nur deutscher) Alltagssprache angesehen. Anders als bei Code-Mixing scheint es hier typische, stabilisierte Zwischenformen und Kombinationen aus Dialekt- und Standard-Merkmalen zu geben, die bestimmten Gebrauchskonventionen entsprechen. Es wird daher häufig die Entstehung einer neuen, dritten Varietät – oder auch eine Schichtung mehrerer neuer Varietäten – zwischen Dialekt und Standard angenommen. Die geläufigsten Bezeichnungen dafür sind *regionale Umgangssprache* oder *Regiolekt*. Die Verwendung dieser Bezeichnungen impliziert allerdings noch nicht immer, dass tatsächlich eine distinkte Varietät gemeint ist; nicht selten wird mit denselben Termini auch auf ein Kontinuum zwischen Dialekt und Standard referiert – und nicht selten oszillieren Beschreibungen und Definitionen zu diesen Termini auch offen oder implizit zwischen beiden Modellen, was allerdings auch mit der Problematik des Begriffs *Varietät* zu tun hat (s. u.).

Die Entstehung solcher Zwischenvarietäten wird zumeist als Stabilisierung von Dialekt-Standard-Kontakterscheinungen erklärt (vgl. etwa MUNSKE 1983; BELLMANN 1983 – s. genauer Kap. 8–10). Durch zunehmenden Umgang der ehe-

20 Im Gegensatz zu dem neutralen Terminus *Transferenz* für die Übernahme eines Elements oder einer Regel aus Varietät/Sprache A in Varietät/Sprache B hat *Interferenz* vor allem vom (älteren) Gebrauch in der Sprachlernforschung her eine negative Bedeutungskomponente, die sich auf einen aus der Transferenz resultierenden Verstoß gegen die Norm von Varietät/Sprache B bezieht. Im vorliegenden Zusammenhang (und insbesondere in Kap. 9–10) wird *Interferenz* dann verwendet, wenn tatsächlich Verstöße gegen eine angestrebte Zielnorm (zumeist: intendierten Standard) gemeint sind. Die hier als *Interferenz* bezeichneten sprachlichen Erscheinungen werden jedenfalls nicht etwa an einer Idealnorn des Verf. gemessen, sondern an den Intentionen der Sprecher (im Sinne der verbreiteten Bezeichnung „Hochdeutsch mit Knubbeln“). *Transferenz* wird demgegenüber dann verwendet, wenn derartige Wertungen keine Rolle spielen.

mals Dialekt sprechenden Bevölkerungsmehrheit mit der Standardvarietät und entsprechend abnehmende Trennung zwischen Dialekt und Standard (*Entdiglossierung*) hat sich danach oberhalb des Dialekts ein „neuer Substandard“ etabliert (BELLMANN ebd.). Dabei bleibt zunächst noch offen, ob dieser sich als eine distinkte Varietät, als Schichtung mehrerer Varietäten oder als Kontinuum (so etwa Bellmanns Auffassung) darstellt. In jedem Fall wird eine Emanzipation dieses „mittleren Bereichs“ vom unmittelbaren Dialekt-Standard-Kontakt (und damit auch ein grundlegender Unterschied zum Modell des Dialekt-Standard-Switching) festgestellt, die schon daran abzulesen ist, dass sich auch Sprecher der entsprechenden Formen bedienen, die den Dialekt gar nicht mehr beherrschen (vgl. z. B. CORNELISSEN 1999, 96). In diesem Zusammenhang wird zudem betont, dass mit derartigen Zwischenformen dieselben identifikatorischen Funktionen verknüpft sein können wie mit dem Dialekt – dies zeigt sich besonders augenfällig dort, wo der ursprüngliche Basisdialekt fast oder ganz ausgestorben ist, so in Berlin oder auch im Ruhrgebiet (s. BERNER 1997; SCHOLTEN 1988). Dadurch wird im metasprachlichen Diskurs unter Umständen allerdings auch die Konstruktion von Varietäten aus heterogenen Einzelvarianten begünstigt; nach MENGE (1997) u. a. handelt es sich beim „Ruhrdeutschen“ um ein solches, empirisch nicht als spezifische Varietät greifbares Konstrukt.

Nach dem einfachsten Modell von regionaler Umgangssprache als intermediärer Varietät erstrecken sich die Wahlmöglichkeiten der Sprecher (Dialektkompetenz vorausgesetzt) auf drei Varietäten, Dialekt, regionale Umgangssprache und Standard: „Bei Dialekt-Sprechern haben wir davon auszugehen, daß sie sich in einer Gesprächssituation zwischen drei am Ort üblichen Varietäten entscheiden.“ (CORNELISSEN 1999, 110 zur Situation im deutschen Westen)²¹. Anders als in dieser klassischen Dreiteilung, bei der die Stabilisierung einer einzigen Kontaktvarietät zwischen Standard und Dialekt angenommen wird, werden häufig aber auch zwei intermediäre Varietäten angesetzt: auf der einen Seite eine vom Dialekt beeinflusste Spielart des Standards, auf der anderen eine vom Standard (und ggf. benachbarten Dialekten) beeinflusste Variante des Dialekts. Sofern sich diese Unterteilungen – wie meistens – nicht aus empirischen Untersuchungen ergeben, ist hier vor allem relevant, wie die angesetzten Zwischenvarietäten linguistisch definiert werden. Die vierstufige Unterteilung unterscheidet sich von der dreistufigen in einem wesentlichen Punkt: Anders als bei letzterer wird bei der symmetrischen Aufteilung „Dialekt – vom Standard beeinflusster Dialekt – vom Dialekt beeinflusster Standard – Standard“ die Trennung zwischen Dialektbereich und Standardbereich grundsätzlich beibehalten²² und auf beiden Seiten jeweils eine zusätzliche, vom Kontakt beeinflusste Varietät angesetzt, auf der einen Seite ein „familiärer“ Standard, auf der anderen ein „modernerer“ oder „feinerer“ Dialekt (so

21 CORNELISSEN (2001a:371) geht allerdings von einem Regiolekt-Standard-Kontinuum aus.

22 Auch bei dreistufigen Modellen ist dies möglich, sofern sie asymmetrisch sind, d. h. die zusätzliche Zwischenvarietät auf der einen oder anderen Seite der Trennlinie verorten.

etwa bei VEITH 1983²³). Dies entspricht den grundsätzlichen Regularitäten, die LÜDTKE (1999) hervorhebt: Danach entstehen im Varietätenkontakt systematisch immer zwei intermediäre, vom Kontakt geprägte Varietäten – wobei allerdings möglich ist, dass deren Trennung sich in der weiteren Entwicklung auflöst oder dass nicht alle vier resultierenden Varietäten erhalten bleiben.

Ein fünfstufiges Modell, das aber im Prinzip auf derselben Aufteilung beruht, ergibt sich, wenn noch zwischen einem „idealen Standard“ und einer gesprochenen Form des Standards unterschieden wird. Dabei ist die Abgrenzung allerdings nicht immer eindeutig; bei dem „idealen Standard“ kann es sich um eine rein schriftsprachliche Norm handeln und der „gesprochene Standard“ nur in allgemein sprechsprachlichen Merkmalen davon abweichen, mit „gesprochenem Standard“ kann aber auch eine schon deutlich von spezifisch regionalen Merkmalen geprägte Sprache gemeint sein, bei der die Grenze zu regionaler Umgangssprache nicht klar ist. Eine übliche Unterscheidung liegt darin, nur regionale Charakteristika im subphonematischen Bereich zum *Regionalstandard* (bzw. *Regionalakzent*) zu rechnen (z. B. MIHM 2000, 2107). Danach deckt sich der Regionalstandard ungefähr mit der regional gefärbten Leseaussprache, die KÖNIG (1989) beschreibt (vgl. MIHM ebd.); allerdings gehen die Unterschiede hier in Einzelfällen auch über den subphonematischen Bereich hinaus²⁴, und KÖNIG (2004, 180) führt noch weitere Beispiele für die „in der Literatur genannten und aus der Alltagserfahrung bekannten Erscheinungen“ an, die z. T. traditionell als typisch umgangssprachliche Merkmale eingestuft werden (*Jans* ‘Gans’ in Berlin oder *fescht* ‘fest’ im Südwesten) und nach seiner Einschätzung in seinem Korpus nur zufällig nicht oder kaum belegt sind. Der Hintergrund hierfür ist zweifellos, dass auch die regionale Leseaussprache keine konstante Größe ist, sondern in älterer Zeit erheblich stärker regional differenziert war und sich im Lauf der letzten Jahrzehnte nicht ganz, aber stark zunehmend einer überregionalen Norm angenähert hat (vgl. Kap. 10). BEREND (2005) kritisiert an diesem üblichen Begriff von Regionalstandard grundsätzlich die Ausrichtung auf die Schriftsprache (Leselaute) als Norm für gesprochene Sprache und plädiert für einen erweiterten Standardbegriff (*regionaler Gebrauchsstandard*), der auch „geographisch definierte Varietäten- und Sprachgebrauchsmuster, die im jeweiligen regionalen Kontext ein entsprechend hohes Prestige tragen und die sowohl im informellen als auch im formellen Sprachgebrauch angemessen sind und akzeptiert werden“ mit umfasst (ebd., 143). (Sie unterscheidet dabei zwei Typen von Merkmalen: zum einen sprechsprachliche Merkmale, insbesondere typische Reduktionsformen wie etwa *ne* statt *eine*, zum anderen regionaltypische Merkmale. Auch bei den Reduktionsformen gibt es allerdings regionale Unterschiede, vgl. süddt. *e* oder *a* statt norddt. *ne*.) Eine Abgrenzung regionaler Gebrauchsstandards von regionaler Umgangssprache mit Hilfe des Kriteriums der Angemessenheit bzw. Akzeptanz im formellen Sprach-

23 VEITH differenziert zwischen Standardsprache, standardnaher Umgangssprache, dialektnaher Umgangssprache und Dialekt.

24 Z. B. im Fall von Existenz oder Nicht-Existenz einer Opposition zwischen /ɛ:/ und /e:/, vgl. KÖNIG (1989; Bd. 2:113).

gebrauch ist jedoch auch nicht unproblematisch. Nicht nur bestehen seitens der Sprecher wohl kaum einhellige Meinungen hinsichtlich der Akzeptabilität, sondern darüber hinaus fließen auch regionale Unterschiede im „Selbstbewusstsein“ in die Beurteilung von regionalen Formen ein: Nach der Beobachtung von KÖNIG (2004) kommt nicht nur die kodifizierte Lautungsnorm im Deutschen den norddeutschen Regionalmerkmalen zumeist mehr entgegen als den süddeutschen (vgl. a. KÖNIG 1997), sondern überdies ist die Toleranz gegenüber norddeutschen Abweichungen von dieser Norm in der Fremd- und Selbstbeurteilung größer als die gegenüber süddeutschen. Dies dürfte ein Grund dafür sein, dass die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen regionalem Gebrauchsstandard und idealem Standard von Autoren aus verschiedenen Regionen verschieden eingeschätzt wird.

Eine fünffach gegliederte Varietäteneinteilung mit Unterscheidung zwischen idealem und regionalem Standard nimmt etwa REIN (1983, 1445–1446) vor, hier wird unterschieden:

1. Reines dialektfreies Hochdeutsch („Hoch- und Schriftsprache“, „idealer ‘Standard‘“)
2. Hochdeutsch mit Dialektanklang, „der merken läßt, aus welcher Landschaft man kommt“ („gesprochene Form der Schriftsprache“)
3. Mundartlich gefärbte Umgangssprache (regionale Umgangssprache)
4. Abgeschwächter Dialekt (dialektal beeinflusste Umgangssprache)
5. Reiner Dialekt (Ortsmundart)

Auch in der Romanistik ist eine entsprechende Abstufung gebräuchlich; so unterscheidet STEHL (1988, 36, 1994, 135 u. ö.) für Italien und Frankreich:

1. Exogener, „zumeist virtueller“ Standard
2. Regionalstandard (*italiano regionale/français régional*): Standard mit wenigen dialektalen Interferenzen in Phonetik, Phonologie und Prosodie
3. „Defektiver Standard“ (*italiano popolare/français populaire*)²⁵: Standard mit zahlreichen dialektalen Interferenzen und hybriden Strukturen
4. „Defektiver Dialekt“ (Dialekt mit Standard-Interferenzen vor allem in Grammatik u. Lexik (*dialetto moderno, civile, italianizzato/patois écorché*))
5. Basisdialekt

Die Bezeichnung der intermediären Varietäten als „defektiv“ mag hier befremden – wenn man allerdings von dieser Bezeichnung absieht und nicht von synchronen, sondern von diachron verfestigten Interferenzen bzw. Transferenzen ausgeht, entspricht diese Sicht der geläufigen Darstellung in der Germanistik²⁶. Und auch für das Italienische nimmt STEHL an, dass sich typische Strukturen der Interferenz im Lauf der Zeit stabilisieren und ihnen damit spezifische kommunikative Funktio-

25 *Italiano popolare / français populaire* wird dagegen auch oft – so auch bei STEHL (1991, 387) – als diastratische Kategorie in Gegensatz zu der diatopischen Kategorie *italiano regionale / français régional* gestellt.

26 Ebenso in der Niederlandistik, vgl. z. B. VAN BREE (1992).